

„Hallo, mein Name ist Emma.“, erklärte ich und spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Muss ich diesen Namen haben?, fragte ich mich währenddessen. Etwas Normales hätte es doch auch getan. Bei Emma dachte ich sofort an die zahnlose Emma, denn so nannte mich Mama früher oft.

„Ich bin dreizehn Jahre alt, komme aus der 6 c und möchte mal Autorin werden.“

Ich atmete tief durch. Geschafft, der Punkt Vorstellung war in meiner gedanklichen Liste schon mal abgehakt. Nach der Mischung der ehemaligen 6. Klassen hatten sich die drei neuen 7. Klassen zum ersten Schultag zusammengefunden. Der größte Teil der neuen 7 b kannte sich schon, trotzdem hatte der frischgebackene Klassenlehrer darauf bestanden, dass sich alle vorstellten. Genannt werden mussten Name, Alter, aus welcher Klasse man kam und der Berufswunsch. Das hatte ich gerade überstanden. Ich muss jetzt nicht mehr sprechen, oder? Warum schauen mich die in der ersten Reihe denn so an? Wie hießen sie gleich... Mit der großen Hoffnung, mich einfach auf meinen Platz setzen zu können, suchte ich nach den Namen der Mitschüler.

Zum Glück ergriff der Lehrer Herr Brückner, ein lustiger, netter Mann mit Halbglatze, das Wort.

„Gut, wir danken dir, Emma. Du da in Lila, möchtest du dich als nächstes vorstellen?“, fragte er Verena, die neben mir saß.

„Ja, gern“, schnatterte diese und erhob sich schwungvoll. Wie konnte man nur so selbstbewusst sein?

„Ich bin Verena und möchte mal Immobilienmaklerin werden.“ Fertig. Völlig schmerzlos! Da kam eine der Eigenschaften durch, die sie trotz Zickenanfällen doch sympathisch machten.

Den Rest der Stunde verbrachte ich damit, mit einem Gummiband herum zu spielen. Neuerdings hatte ich immer eines dabei, weil meine Mutter den Reißverschluss der Federtasche geschrottet hatte. Ich hüllte mein Geodreieck ein, ließ das Band einen Stift erwürgen und wickelte es mir um den Finger. Gerade war ich mitten in einem fesselnden Experiment mit einem Bleistift, der in das grüne Gummiband gespannt war, als der Gong zum Ende der vierten Stunde krachend ertönte. Vor lauter Schreck - ich hatte nicht mit einem so frühen Ende der Stunde gerechnet - zuckte ich zusammen und ließ den Bleistift los. Das war ein Fehler: Mein Stift flog im hohen Bogen durch die Klasse, getrieben vom Schwung des Bandes. Schließlich senkte er sich und bohrte sich in die Nase eines Mädchens zwei Reihen hinter mir. Das geschah innerhalb weniger Millisekunden.

„Wer hat mich abgeworfen?“, kreischte das schwarzhäarige Mädchen schrill in die Klasse. Schuld bewusst und reflexartig hob ich den Arm.

„Du! Was fällt dir ein? Warum hast du das gemacht, hm?“

„Es war nicht mit Absicht“, murmelte ich überrascht von ihrer aufbrausenden Reaktion, „das hätte jedem passieren können!“

„Nein, so was hätte mir eben nicht passieren können! Ich bin im Gegensatz zu dir immer aufmerksam. Und ich spiele auch nie mit Gegenständen! Ich bin ein liebenswertes Kind“, schwärmte sie mit verträumtem Blick. Dieser blitzartige Wechsel der Gefühle irritierte mich. Offensichtlich war Verena nicht die Einzige, die sich im positiven Selbstwertgefühl sonnte. Noch dazu kannte diese arrogante Egoistin mich gar nicht. Selbst wenn ich gelegentlich unkonzentriert war, das wusste sie doch nicht! Dennoch versuchte ich, dieses Versehen wieder auszugleichen.

„Okay, es tut mir leid. Fangen wir noch mal an?“, bat ich sie, „Du vergisst den Vorfall ganz einfach und wir begrüßen uns aufs Neue.“

„Vergiss es“, kam die Erwiderung, „mit dir bin ich fertig. Außerdem gibt es hier noch genügend andere, die mit mir befreundet sein wollen.“ Als wollte ich mit ihr befreundet sein!

Wie aufs Stichwort schaute ich mich im Klassenraum um. Auch wenn die meisten keine Notiz von der Zicke nahmen, gab es doch einige, die um uns herum standen und die Debatte mitverfolgten. Manchmal muss man seinen Stolz bewahren. Jetzt zum Beispiel. Wenn auch zu spät, wendete ich mich und ging erhobenen Hauptes Richtung Tür. Vielleicht bildete ich mir nur ein, dass das Mädchen hinter mir nach Luft schnappte. Sie erwartete bestimmt, dass ich mich ihr zuwenden würde und auf Knien um Vergebung betteln würde. Da konnte sie warten, bis sie schwarz wurde, denn ich befand mich längst im Flur und auf dem Weg zum Schulhof.

In der vierten Stunde hatten wir wieder Herrn Brückner, der uns den neuen Stundenplan gab. Er erklärte außerdem, was wir für das neue Schuljahr brauchten und dass die Sitzordnung

wahrscheinlich so bleiben würde. Darüber freute ich mich tierisch, denn ich saß direkt neben Verena und hinter Elena, meiner besten Freundin. Das Fenster und die Heizung waren neben mir und bereits nach der ersten Stunde konnte ich ein schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken. Ein ständig wärmender Heizkörper in Zusammenarbeit mit einer die Haare verwehender Windmaschine waren wirklich effektive Gegenstände, um die anderen zu nerven. Das hatte Elena in den vergangenen Stunden erleben müssen, nun sah sie auf dem Kopf aus wie ein Troll unter den Achseln.

„Jetzt bist du fällig! Wie kann man nur so nerven!“, kreischte Elena lachend und jagte mich über den Flur, was ihre Frisur aber auch nicht besser aussehen ließ.

Die Schule kannten wir bereits gut, schließlich wurde nur die Klasse anders konstruiert. Eigentlich bestand die jetzige Klasse aus einem Viertel derer, die auch im 5. und 6. Jahrgang zusammen unterrichtet wurden. Die anderen drei Viertel kamen aus allen der drei Parallelklassen, und man kannte sich kaum. Wer mit den Fremden AGs oder bestimmte Fächer zusammen gehabt hatte, war klar im Vorteil.

Die einzige Person aus unserer neuen Klasse, die ich wirklich kannte, war Anna. Wir hatten durchs Reiten Bekanntschaft gemacht und ich hatte mich riesig gefreut, sie in unserer Klasse zu sehen.

„Hey, Anna! Und, wie findest du die neue Klasse?“, erkundigte ich mich, als ich sie im Flur sichtete.

„Cool, viele kenne ich schon! Aus eurer Klasse gibt’s ja nicht so viele“, antwortete sie.

Gerade wollte ich zustimmen, als eine Lehrerin um die Ecke bog. Kurz darauf setzte mein Herz vor Entsetzen aus. Auch Elenas Augen wurden immer größer und runder, bis sie zu platzen schienen.

„Kommt ihr mit rein?“, fragte die irritierte Frau Lurch.

„Oh nein! Was will die denn hier?“, platzte es aus mir heraus. Zum Glück war Frau Lurch schon im Unterrichtsraum verschwunden.

„Weiß nicht genau, aber nichts Gutes!“, stammelte Elena und fügte hinzu: „Je-denfalls nicht für uns.“

Als ich zuhause war, hatte sich der Schock allmählich gelegt. Kaum kam ich durch die Haustür, wurde ich auch schon von meiner Mutter belagert: „Wie war es in der Schule? Wie ist die neue Klasse? Habt ihr nette Lehrer? Und wo ist dein neuer Stundenplan? Du musst mir alles erzählen!“

„Oh, Mama! Darf ich erstmal hereinkommen?“

„Nein“, folgte die Antwort, und stolz erklärte sie mir, „Ich hab dir Nudeln gemacht! Und der Hund war auch schon draußen!“

„Oh, schön!“ Natürlich dachte sie, so bekäme sie mehr Informationen als sonst. Ich erzählte ihr nicht viel aus der Schule.

Ich bündelte meine Jacke zu einem handlichen Knäuel und warf sie in die Ecke. „Wozu gibt es eine Garderobe?“, fragte Mama, hängte aber sofort die Jacke auf.

„Tut mir leid“, murmelte ich, „aber vor uns liegen die schlimmsten zwei Jahre unseres Lebens!“

„Das klingt ja dramatisch. Ist es so schlimm?“

„Du hast keine Ahnung! Es ist grauenvoll“, setzte ich übertrieben hinzu.

„Erzählst du mir auch, was los ist?“, fragte meine Mutter und balancierte drei Teller Nudeln auf ihren Händen.

Mein kleiner Bruder Max kam aus dem Wohnzimmer, begrüßte mich und schrie dann freudig:

„Essen!“

„Wir haben viele Nachrichten!“ („Zuerst die guten!“, krächte Max mit vollem Mund) „Also: alle sind gesund und fast alle aus der alten Klasse sind auch in der neuen. Der Klassenlehrer ist Herr Tamm, weißt du? Der Lehrer, der letztes Jahr den Chor geleitet hat. Nun ja, jedenfalls ist der ganz nett. Im Gegensatz zu dem Teufel...“, erklärte ich und formte finster dreinblickend mit den Lippen die Worte „Wir haben sie wieder.“ Mama schaute mich an.

„Nein! Das kann doch nicht sein! Nee!“

„Doch“ sagte ich mit Nachdruck.

„Was?“, fragte Max verwirrt.

„Frau Lurch haben wir wieder in Philosophie. Wir haben uns schon so aufgeregt!“, sagte ich wütend, „sie ist so besessen! Anstatt diejenigen, die sie noch nicht kennen, zu begrüßen und kennen zu lernen, gibt sie uns sofort Aufgaben!“

„Iss“, sagte Mama streng, „und steigert euch da nicht rein. Ich weiß wirklich nicht, was ihr so schlimm an ihr findet. Sie ist eine nette Person und die Aufgabe eines Lehrers ist es halt, euch etwas Vernünftiges beizubringen.“ „Aber nicht gleich am ersten Tag!“, fügte ich hinzu und stand auf. Mama machte eine beschwichtigende Geste mit der Hand und forderte mich erneut zum Essen auf. Das Essen verlief angespannt. Zwar erzählte ich von den Ferien der anderen, von den ersten Schulstunden und den neuen Klassenkameraden, doch Frau Lurch erwähnte keiner mehr. Im Kindergarten sowie im Büro gab es nichts Neues, weshalb die Tafel bald aufgehoben war.

Der Nachmittag war vergangen und ich hatte vorbildlich angefangen, meine Hausaufgaben zu erledigen. Natürlich war das meiste in Philosophie zu tun. Während ich mich damit beschäftigte, über die Frage „Was ist Philosophie - schreibe drei gut erklärende Seiten!“ nachzudenken, klingelte das Telefon. Um der lästigen Aufgabe zu entkommen, sprang ich auf und hechtete aus meinem Zimmer die Wendeltreppe hinunter. Das altmodische Kompakttelefon lag friedlich bimmelnd auf einem Beistelltisch. Ich lief hin, stolperte fast über den Teppich und presste den schwarzen Hörer an mein Ohr. „Hallo?“

„Hallo, Emma.“ Eine tiefe Männerstimme antwortete mir.

Ich überlegte kurz. Wer konnte das sein?

„Ähm, hallo.“ Ich hoffte, der Mann würde nichts von meiner Ahnungslosigkeit merken und mir sein Anliegen mitteilen.

„Ich wollte nur mal hören, wie es dir geht und dir etwas erzählen.“ Der Besitzer dieser Stimme wollte mir nicht einfallen.

„Okay.“ Schieß los, dachte ich.

Der Kerl am anderen Ende lachte. „Weißt du, wer ich bin oder bist du nur zu stolz, um zu fragen?“

„Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung“, stieß ich erleichtert hervor. Ich dachte schon, ich müsste mich jetzt mit einem Wildfremden unterhalten.

„Gib mir mal bitte deine Mutter.“, sagte der Unbekannte.

Ich war zwar neugierig, beherrschte mich jedoch und befolgte seine Bitte. Nach einem Klopfen an die Wohnzimmertür kam ich rein und reichte Mama ohne Erklärung das gesamte Telefon. Die eigentlich zu kurzen Kabel zerrte ich hinter mir her. „Wer ist denn dran?“, fragte Mam. Ich zuckte nur mit den Schultern und hielt ihr erneut die Sprechmuschel hin.

„Hallo?“, fragte sie in demselben Tonfall wie ich.

Eine kurze Pause folgte, in der der Anrufer sprach. Allerdings verstand ich nicht viel mehr als irgendein Gemurmel.

Mamas Augen weiteten sich drastisch und als das Genuschel verstummte, schickte sie mich mit einer energischen Handbewegung raus. Widerwillig gehorchte ich, weil ich ja heute ein braves Kind war.

Angespannt hockte ich nun im Flur und wartete ab. Ich versuchte zu lauschen, doch auch mit an die Tür gepresstem Ohr hörte man nicht wirklich mehr. Die Zeit verging, und auch nach einer gefühlten Stunde hörte man noch Gemurmel aus dem Wohnzimmer.

Der Umgangston dort wurde von Minute zu Minute aufgebrachter und ich fragte mich wirklich, wer angerufen hatte. Kannte ich die Stimme wirklich nicht? Irgendetwas in mir schrie, ich kam allerdings nicht darauf, was es war. Endlich hörte ich den Hörer auf den Apparat fallen und meine Mutter zur Tür kommen. Die Tür war kaum geöffnet und ich fragte megagespannt „Und?“

„Ein alter Bekannter. Er wollte mal hören, wie es mir geht, nachdem wir uns so viele Jahre nicht gesprochen hatten.“, kam die Antwort.

Ich schluckte. Meine sonst so starke Autoritätsperson war blass und hatte die Lippen zusammengepresst. Etwas stimmte nicht, das war deutlich zu erkennen. Selbst wenn es nur ein Freund war, hatte sie dennoch nicht gerade freundlich mit ihm gesprochen. Warum sollte sie lügen?

„Aha. Und wie heißt er?“ Das war mein unauffälliger Versuch, an Informationen zu kommen.

„Thomas Stein.“ Ich überlegte. Der Name sagte mir nichts, denn er hörte sich nicht gerade selten an. Mam ging in die Küche und ließ mich grübelnd zurück.

Meine Neugierde war nach wie vor groß, doch ich hatte noch allerlei andere Dinge zu tun (neben den Hausaufgaben stand noch eine Klavierstunde auf dem Plan und mein Zimmer sah aus, als wäre eine Bombe eingeschlagen). Mam sah ich an diesem Tag nicht mehr, sie hatte sich im Schlafzimmer verkrochen, las anscheinend zehn Liebesromane auf einmal und kam nur fürs Abendessen, das Maxi und ich kochten, hinunter. Die Lasagne von Weight Watchers schmeckte ihr offenbar, denn schnell verschlang sie ihre Portion. Mam half beim Abwasch, bei dem sie aus Versehen die Dose mit Hundefutter abwusch und die sauberen Teller in den Kühlschrank legte.

„Mami, ist alles in Ordnung bei dir?“, fragte Max vorsichtig nach dem Essen. Wenn selbst er etwas bemerkt hatte, musste ihr Problem sehr offensichtlich sein.

„Es geht mir gut. Ich bin nur müde“, sagte Mam und fügte beim Anblick von Max' Gähnen hinzu:

„Du bist ja auch schon müde! Ab ins Bett mit dir.“

„Liest du mir etwas vor?“, gähnte er.

„Gut, aber nicht lange“, willigte Mama ein, nahm Max auf den Arm und trug ihn die Treppe hinauf. Auch meine Energie ging zu Ende, also schlurfte ich hoch ins Bett. Meine Träume waren merkwürdig: Mich umzingelten dutzende Telefone, aus denen lauter anonyme Stimmen drangen...

Der Wecker klingelte erst um sieben Uhr. Eigentlich war ich Langschläferin, doch heute hatte ich seit vier Uhr dreißig wach gelegen. Dieser Traum hatte mir gezeigt, wie neugierig ich doch war. Kaum gab es ein noch so kleines ungelüftetes Geheimnis, konnte ich weder schlafen noch an etwas anderes denken. Doch das sollte meine Mutter nicht merken. Sie sollte denken, ich hätte es längst aufgegeben herauszufinden, wer nun angerufen hatte. So würde es auch viel einfacher sein, die Lösung aus ihr herauszukitzeln. Ich glaubte ihr nicht. Laut mir war der gegebene Name falsch, die Umstände sprachen für sich. Nie und nimmer würde meine lammfromme Mam so mit alten Freunden sprechen. Die Geheimnistuerei war unnötig, und genau das würde ich ihr heute klar machen. Dass sie mir vertrauen konnte, dass die Wahrheit gut für uns alle war. Wie dem auch sei, nun stand ich auf und zog mein Morgenprogramm durch: Anziehen, Frühstück, Zähne putzen, Haare kämmen. Es wunderte mich jedoch, dass Mam nicht in der Küche stand und Brote für sie, Maxi und mich zubereitete. In dem Moment fehlte mir ein Papa. Meiner war umgekommen, als ich drei Jahre alt war. Er war Seemann und starb bei einem Warentransport quer über den atlantischen Ozean. Damals begriff ich nicht, was los war, im Gegensatz zu heute. Nur zu gut konnte ich mir die dramatische Szene ausmalen: Viele Männer laufen an Deck herum, das Schiff kippt langsam zur Seite. Scharen von Seeleuten springen auf Rettungsboote. Es schüttet wie aus Eimern. Ruckartig versinkt das riesige Transportschiff in den Tiefen des Meeres und die kleinen hölzernen Boote werden allesamt mitgerissen...

Diese Vorstellung allein war schon so grausam, dass ich lieber schnell meine Gedanken umlenkte. Mein Blick fiel auf den Wandkalender im Flur. Doch auf dem heutigen Datum war nichts eingetragen, also hatte Mama nicht frei. Schnell polterte ich ins Schlafzimmer. Sie musste noch schlafen, dachte ich mir. Sie würde viel zu spät zur Arbeit kommen! Doch das Bett war leer. Die Bettdecke lag auf dem Boden und das Fenster war geschlossen. Sonst hätten meine krimireifen Gedanken gesagt, sie wäre entführt worden. Wenn der Kidnapper aber keinen Schlüssel hatte, konnte Mam unmöglich entführt worden sein. Generell war es eher unwahrscheinlich, dass eine erwachsene Frau aus ihrem Schlafzimmer von Mördern entführt wird. Aber es gab ja auch professionelle Leute, die ihr Handwerk verstanden. Genug der Verbrechergeschichten, sie konnte auch z.B. im Keller sein. Also klapperte ich das Haus ab. Auf dem Dachboden piepten lediglich ein paar kleine Mäuse, das Bad stand leer, im Erdgeschoss herrschte Schweigen. Keine Spur und kein Hinweis auf irgendwelche Straftäter. Beim Blick aus dem Küchenfenster stellte ich fest, dass das Auto noch ruhig auf dem Parkplatz stand und auch das Fahrrad fehlte nicht. Der Hund begrüßte mich schwanzwedelnd, ein Spaziergang war also ausgeschlossen. Der Keller lag in Totenstille und lange wollte ich dort auch nicht suchen. Dass Mam in der Kühltruhe eingeschlossen war, erschien mir auch nicht realistisch. Nun blieb einzig und allein die Möglichkeit, dass sie allein auf einem

Spaziergang war. Einkaufen wäre unlogisch, da wir so ziemlich am Ende der Welt lebten. Das nächstgelegene Gebäude, das benutzt wurde, war die Schule, zu der ich fast fünfundzwanzig Minuten mit dem Fahrrad brauchte. Nachbarn hatten wir lange keine mehr, in der Nähe standen mehrere leerstehende Häuser. Keiner wollte so fern ab von Geschäften leben. Wenn meine Mam nicht darauf aus war, drei Kilogramm an einem Tag durch ausdauerndes Gehen zu verlieren, blieb sie zu Hause. Weil ich schon so lange wach im Bett gelegen hatte, konnte ich mir aber niemals vorstellen, dass sie nun gewalttätig entführt wurde. Dinge wie diese hörte man einfach.

Da es nicht in meinem Sinn war, zu spät zur Schule zu kommen, musste ich wohl oder übel erst mal alles allein erledigen. Dazu zählte Frühstück für meinen Bruder und mich zu machen, diesen aufzuwecken, mit dem Hund spazieren zu gehen und ein wenig aufzuräumen. Das würde ich wohl hinbekommen. Also schmierte ich zwei Brote und weckte den quengeligen Max auf. Es dauerte ziemlich lange, ihm zu erklären, wo Mama war und wann sie zurück kommen würde. Dass ich keine Ahnung hatte, erleichterte die Sache nicht gerade.

„Mama ist... spazieren gegangen und, eh, kommt erst nachher wieder. Sie wollte, ähm, mal sehen, wie wir ohne sie zurecht kommen. Komm, wollen wir ihr beweisen, dass alles ohne sie genauso gut läuft?“ Unter dem skeptischen Blick meines Bruders machte ich die Betten. Dann half ich ihm den Hund auszuführen, was er noch nie getan hatte. Unterdessen musste ich immer wieder Ausschau nach meiner Mutter halten. Vielleicht brauchte sie einfach mal Ruhe, überlegte ich. Darin wurde ich mir immer sicherer. Froh war ich darüber, dass Max eine Fahrgemeinschaft mit seinem besten Freund gebildet hatte. Sonst hätte ich ihn wahrscheinlich auf dem Gepäckträger in den örtlichen Kindergarten chauffieren müssen! Ohne größere Sorgen fuhr ich wenig später zur Schule.

Natürlich erzählte ich Hannah, einer Freundin, und Elena vom Verschwinden meiner Mutter. Verena, die uns belauscht hatte, riet mir: „Ruf sofort die Polizei! Weißt du, wie gefährlich das sein kann? Später findest du sie irgendwo, ermordet!“

Hannah war anderer Meinung: „Ist doch egal, die taucht schon wieder auf. Bis dahin hast du sturmfreie Bude!“

Elenas Rat war in meinen Augen der beste: „Wenn sie in vierundzwanzig Stunden nicht auftaucht, darfst du die Polizei einschalten. Trotzdem kann ich ja nachher vorbeikommen, dann suchen wir gemeinsam das Haus und die Umgebung ab. Im schlimmsten Fall liegt sie draußen im Garten, weil sie in Ohnmacht gefallen ist!“

Also kam sie direkt nach der Schule mit zu mir, da sie über Handy ihre Eltern erreicht hatte, denen es egal war, wo ihre Tochter später hin ging. Elena hatte vier Geschwister und ihre Eltern alle Hände voll zu tun.

Kaum zu Hause angekommen, rief ich lautstark: „Mama, bist du da?“ Nichts kam, keine Antwort. Fast schon ahnte ich dies.

Eifrig stellten wir jedes Zimmer auf den Kopf. Nicht, um Mam in einer Schublade zu finden, sondern um Hinweise zu entdecken. Meine beste Freundin und ich hätten es ehrlich gesagt gern gehabt, wenn wir Verbrechen aufklären würden. Sie war genauso gespannt wie ich, auch wenn man mit der Situation nicht scherzen sollte. Personen verschwanden, das konnte man nicht als lustig interpretieren. Außer man war dreizehn Jahre alt und süchtig nach Kriminalität. „Hier, schau mal, die Fingerabdrücke!“, sagte Elena, während sie eines unserer Küchenmesser mit Klebeband verarztete. Wir hatten unsere und Max` Fingerabdrücke genommen, um Mamas und die eines möglichen Täters zu identifizieren.

„Elena, glaubst du, der Täter hat Mama abgestochen und das Messer dann abgewaschen?“, stöhnte ich. Sowas war typisch Elena: Alles, was nicht bewiesen ist, ist möglich. Erst mit bombensicheren Beweisen würde sie mein Haus verlassen.

Wir arbeiteten uns von Raum zu Raum und hatten eine gewisse Zeit später schon einige Tatorte abgearbeitet. Mein Zimmer ersparten wir uns, da ich es möglicherweise bemerkt hätte, wenn dort ein Mord begangen wäre.

Keiner von uns glaube tatsächlich an einen Mord oder Angriff, aber die Vorstellung unserer eigenen Titelseite in einer Zeitung („Dreizehnjährige fassen Mörder“) ließ unsere Fantasie aufleben. Das

Zimmer von Max wollte ich auch unberührt lassen, doch dank Elenas Sturheit verbrachten wir weitere zehn Minuten auch in diesem Raum. Außer stinkenden Socken fanden wir allerdings nichts Aufsehen Erregendes.

Nach gut zwei Stunden fehlten uns nur noch der Keller und der Dachboden.

„Warum denn noch der Dachboden? Wer geht bitte auf den Dachboden, um seine Kriminalität auszuleben?“, versuchte ich Elena zu überzeugen, doch sie verhielt sich stur wie immer. Hatte sie sich erst mal etwas in den Kopf gesetzt, in diesem Fall einen Kriminalfall aufzudecken, so würde sie dies auch tun.

Auch fünfzehn Minuten auf dem staubigen Dachboden hielt ich noch aus, dann legte sich anscheinend ein Schalter in meinem Kopf um und ich machte mir schreckliche Sorgen. Was wäre, wenn ich Mam niemals wieder sehen würde? Wo war sie gerade? Und warum hatte ich mir bis jetzt noch keine Sorgen gemacht? Vorher dachte ich noch an ein spannendes Spiel, ohne Gedanken an den Ernstfall. Doch inzwischen war Mam meines Wissens nach schon gute acht Stunden verschwunden!

„Wir finden sie schon! Mach dir keinen Stress.“, versuchte Elena mich aufzumuntern. Mein Gesicht schien nicht gerade zu strahlen.

Es klingelte an der Tür. Aufgeregt stürmte ich die beiden Treppen hinunter, die mich eventuell von Mama trennten.

Ich öffnete die Tür und Max strahlte mir entgegen. „Mama!“, schrie er laut ohne mich auch nur zu begrüßen.

Erwartungsvoll rief er noch einmal und als keiner zurück rief, sah er mich an.

„Wo ist Mama?“, fragte er mit riesigen Augen.

„Mama ist ... noch nicht da.“ Das musste ihm als Erklärung reichen.

„Aber wo ist sie? Du hast gesagt, sie ist jetzt wieder da.“, erklärte er vorwurfsvoll.

„Ich weiß nicht, wo sie ist“, gab ich zu.

Max quengelte: „Aber wo ist sie? Ich will, dass sie jetzt hier ist!“

„Sie ist weg. Keine Sorge, sie kommt wieder. Heute Morgen sah ich sie auch nicht. Das Bett war leer“, versuchte ich vorsichtig zu klären.

In den Augen des Vierjährigen bildeten sich Tränen. Zweifellos würde er gleich losheulen. „Sie kommt doch wieder“, unternahm ich einen verzweifelten Versuch, die Sintflut zu stoppen. Doch sie brach aus ihm heraus und es war keine leichte Arbeit, sie wieder zu stoppen. Anstatt den Keller abzusuchen, gaben wir nun meinem Bruder Trost. Wir bekochten ihn mit seinem Lieblingspudding, spielten mit ihm und malten zusammen schöne Bildchen von Superman. Erst spät am Abend fiel Elena wieder ein, dass sie doch den Keller absuchen wollte. Da morgen Samstag war, rief sie kurzer Hand ihre Eltern an und fragte, ob sie bei mir übernachten konnte. Die Eltern willigten ein, erkundigten sich jedoch, wie Elena ihre Sachen holen wollte. Natürlich hatten sie wieder einmal keine Zeit, um selbst das Schlafzeug vorbeizubringen, also mussten wir das Problem selbst lösen. Wenn man es mal vom Zahnputzzeug absah, besaßen wir alles, was sie brauchte (Matratze, Pyjama usw).

Im Keller war es stockduster, da half auch die Beleuchtung nicht. Ständig stieß mein Fuß an Kisten, Regale und Schränke. Eine dicke Staubschicht bedeckte alles und auf dem kalten Steinboden lagen Kieselsteine und Sand. Unsere Familie war sichtlich lange nicht mehr hier unten gewesen.

„Ok, das schränkt die Tatorte eindeutig ein.“, hustete Elena mir durch den aufwirbelnden Staub zu.

„Können wir jetzt wieder hoch?“, hakte ich nach, „Hier war sicher niemand.“ Langsam wurde mir kalt. Diese grauen Wände und die trostlose Einrichtung mit dem Chaos machten mich irgendwie unglücklich. Dazu kamen die größer werdenden Sorgen. „Aber schau doch mal! Es gibt Stellen, an denen kein Staub mehr liegt“, beharrte Elena auf eine gründliche Untersuchung.

„Dann sind dort eben die Ratten umhergeflitzt, und?“

„Hier gibt es Ratten?“, fragte Elena ängstlich.

„Und Spinnen.“ Ich hoffte, dadurch würde Elena bald ins Wohnzimmer zurück wollen.

„Nun ja, gut. Leg du mal da beim Bücherregal los, ich schaue auf dem Boden nach.“ Gesagt, getan. Wenn auch widerwillig schlängelte ich mich zu einem großen, hölzernen Regal mit eingestaubten,

alten Wälzern durch.

Ich zog eines der Bücher aus dem vollgestellten Holzregal und las den Titel:

Volksstämme der Indianer. Es hätte mir mehr Spaß gemacht, die Bücher zu studieren als nach eh nicht vorhandenen Spuren zu suchen. Innerlich rief ich schon die Polizei an und erklärte, dass meine Mutter verschwunden wäre.

Zum ersten Mal seit vielen Stunden dachte ich wieder an den anonymen Anrufer und dass ich doch den falschen Namen im Telefonbuch suchen wollte. Ob es zwischen all den Wälzern auch ein Telefonbuch gab? Ich konnte ja anfangen, zu suchen. Nach einigen Minuten erfolgloser Suche, in denen Elena ungefähr sieben tote Spinnen und nur noch mehr Staub fand, stieß ich schließlich auf ein schon beinahe antikes Telefonbuch. Auf dem vergilbtem Einband erkannte ich die Jahreszahl 1979. Aufgeregt schlug ich es auf. Vielleicht gab es dort wirklich den Namen Thomas Stein? Ich suchte nach S... Thomas Stein... Hier war er! Stein. Feldweg 9c - wo war das bloß? Die Telefonnummer sagte mir auch nichts, sie könnte von jedem kommen. Super, das brachte mir also nichts. Trotzdem hatte ich viel größere Sorgen - meine Mutter war abhanden gekommen! Und meine hirnverbrannte beste Freundin hielt mich quasi im Keller gefangen, mein Bruder heulte sich wahrscheinlich oben die Augen aus und ich versuchte Mordfälle aufzuklären. Und gerade suchte ich nach wildfremden Leuten im uralten Telefonbuch und bildete mir darauf etwas ein! Und gerade überlegte ich, ob nicht zwischen dem Verschwinden und dem Anruf nur kurz davor eine Verbindung bestehen könnte. Moment mal! Das könnte wirklich sein. Warum war ich darauf nicht schon früher gekommen! War es nicht mysteriös, dass an einem Abend ein unbekannter Mann anruft, mit dem sich Mama anscheinend heftig streitet, und am nächsten Morgen ist sie spurlos verschwunden? Was für Narren wir waren!

„Elena, ich habe doch von diesem Anrufer erzählt! Kann es sein, dass da ein Zusammenhang besteht? Mama hat doch mit ihm gestritten.“

„Jetzt, wo du es sagst - was ist eigentlich hinter der Klappe da?“, fragte Elena, die diese Frage offenbar schon länger loswerden wollte.

„Welche Klappe?“

Elena zeigte auf die Ecke, in der sich Kartons bis zur Decke stapelten. Dort, fast verborgen von einer Kiste mit alten Vasen, lag tatsächlich eine hölzerne Klappe an der Wand.

„Die habe ich noch nie gesehen! Was ist dahinter?“

„Ich hab noch nicht nachgeguckt.“, sagte sie aufgeregt.

Wir sahen uns an und eilten daraufhin in die Ecke. Hustend zog ich die Kiste zur Seite und Elena klappte die ächzende Luke auf. Tonnen von Spinnweben kamen uns entgegen und vor uns erstreckte sich ein langer Tunnel. Ich hockte atemlos davor und Elena hauchte mit großen Augen ein „Wow!“. Dieser Zustand hielt ungefähr zehn Sekunden an. Dann grinste ich und sagte: „Wir haben ja nichts zu verlieren!“

Elena sah das anscheinend genauso, denn sie folgte mir in den engen Gang.

Ohne groß über Spinnen, Käfer oder gar das Ende des hüfthohen Tunnels nachzudenken, robbte ich voran. Im Gang war es stockduster, kalt und nass. Wahrlich, ein richtiges Kakerlakenparadies hatte sich unter unserem Haus gebildet.

Ich wusste nicht, wie lange wir schon so krochen (zehn Minuten waren es bestimmt), als mir im wahrsten Sinne des Wortes ein Licht aufging. Nicht gerade ein helles Licht, aber ein Licht. Das Ende lag vor mir und wurde nicht einmal verhindert. Unwillkürlich fragte ich mich, ob wir im Keller eines anderen Hauses waren. Aber welches Haus? Wir konnten unmöglich in der Schule sein, dafür war der Weg zu kurz. Sonst gab es nur leerstehende Häuser um uns herum.

Endlich kam auch Elena wieder zu Wort: „Puh, war das staubig! Und die Spinnen sind mir ständig ins Gesicht gekrochen. Zum Glück gab es dort keine Ratten.“ Die Frage unseres Aufenthaltsortes schien sie erst einmal nicht zu plagen. Außerdem schien sie doppelt so viel abbekommen zu haben wie ich. Während ich aus dem Rohr kletterte, fragte ich sie: „Weißt du, wo wir sind?“

Ich schaute mich im Raum um: Es sah alles absolut nach unserem Keller aus, und doch war alles so fremd. Hier standen ebenfalls Regale und Schränke, diese sahen jedoch so exotisch aus. Mit wilden Mustern und farbigen Akzenten hätte ich auf normalen Bücherregalen nicht gerechnet. Auf dem

Weg zu einer grauen Steintreppe lagen etliche geheimnisvolle Kisten mit großen Vorhängeschlössern davor.

„Komm, lass uns die Treppe hinauf gehen.“, schlug Elena vor.

„Bist du verrückt? Wir können doch nicht einfach dort hinauf spazieren und sagen, wir kommen aus dem geheimen Tunnel in ihrem Keller!“

„Wer sagt denn, dass dort oben jemand ist? Ihr habt doch keine Nachbarn“

„Glauben wir. Wenn man sein Leben lang keine anderen Personen in der Gegend sieht, vermutet man doch, dass es keine gibt!“, erläuterte ich aufgeregt.

„Gut, aber wenn wir nicht gucken gehen, werden wir es nie erfahren.“ Da musste ich ihr zustimmen. Auf jeden Fall hätten wir morgen in der Schule etwas zu erzählen. So leichtsinnig wie heute waren wir wirklich selten, einfach in Geheimgängen durch den Ort zu klettern.

Vorsichtig schritt ich auf die Treppe zu und ging hinauf. Von oben hörte man nichts, was vielleicht an der schweren Eisentür lag. Erst traute ich mich nicht, die Tür zu öffnen, doch Elena schubste mich leicht und erklärte mir, sie wäre nicht länger bereit dazu, in Kellern herumzulaufen. Also stieß ich die Tür auf ...

Ich schlug die Augen auf und fand mich in einem kleinen Abstellraum wieder. Mein Kopf schmerzte stechend und ich versuchte mich zu erinnern, warum.

Ja genau: Wir wollten die Tür öffnen. Tageslicht strahlte uns entgegen und ich war für einen kurzen Moment geblendet. Ab da hatte ich keine Erinnerung.

Das nächste, woran ich mich wieder erinnern konnte, war dieser Moment.

Ich stöhnte und stand auf. Neben Besen, Eimern und leeren Körben lag Elena auf dem Boden, die wohl auch gerade erwachte.

„Elena! Elena, wo sind wir?“, fragte ich meine beste Freundin, die gerade die Augen aufschlug.

Elena streckte sich und blinzelte mir verwundert entgegen. „Was?“

„Wir wollten doch wissen, was im Erdgeschoss des Hauses liegt.“ Ich wartete kurz ab, damit sie nicken konnte. „Dann habe ich die Tür aufgemacht, und - was war dann?“

Elena, jetzt munterer, richtete sich auf und führte meinen Satz zu Ende: „Dann war da eine schwarze Gestalt, die hat dich geschlagen. Du bist bewusstlos zu Boden gesunken und ich wollte mich duken, aber die Person hat auch mich erwischt. An mehr kann ich mich nicht erinnern.“

„War die schlagende Person ein Mann oder eine Frau?“

„Ich glaube, ein Mann. Ich hab aber wegen des Lichtes gar nichts gesehen.“

„Toll. Elena, ich glaube, wir sind eingesperrt.“ Verzweifelt rüttelte ich an der Tür. Sie öffnete sich nicht.

„Wie sollen wir hier rauskommen?“, fragte sie.

Ich betrachtete die Haushaltsgeräte um uns herum. Jetzt hätten wir einen Geheimgang nötiger gebraucht als vorhin.

„Was sollen wir denn jetzt machen?“, schrie Elena nun schon panischer.

„Keine Sorge, wir kommen hier wieder heraus. Das ist wie in den Filmen, weißt du. Der Entführer wird uns sicherlich später abholen und dann im Radio Lösegeld fordern.“

„Aber wer soll denn Geld zahlen, wenn deine Mama auch weg ist?“

Den Gedanken, dass meine Mutter auch hier sein könnte, im Hinterkopf behaltend, erzählte ich meiner Mitgefangenen: „Deine Eltern werden dich bestimmt auch wiedersehen wollen. Außerdem kann im Notfall auch die Polizei zahlen.“

„Glaubst du, dass meine Eltern auch nur einen Cent bezahlen, wenn es nicht absolut notwendig ist?“, hakte Elena nach.

So wurde das nie etwas. Wenn wir jetzt anfangen zu streiten, hätten wir verloren.

„Wie dem auch sei, wir schaffen das irgendwie.“ Mehr konnte ich zurzeit nicht sagen und das schien seltsamerweise bei Elena anzukommen. Denn fortan sagte sie nichts mehr.

Nun konnte ich darüber nachdenken, was wohl mit uns geschehen würde. Spätestens wenn Elenas Eltern morgen Abend feststellen würden, dass ihre Tochter einfach nicht kam, würden sie sich Sorgen machen und bei mir anrufen. Doch im Haus war keiner außer Max. Er würde sicher schon

krakeelen, wenn er kein Abendbrot bekäme. Vielleicht besaß er ja den Anstand, ans Telefon zu gehen und spätestens dann würde man sich zusammenschließen und nach uns suchen. Dieses Gefühl tat gut, alles würde gut werden. Ich überlegte, wie spät es wohl sein würde. Seit wir im Keller gesucht hatten, war sicher eine Stunde vergangen. Ich schätzte acht Uhr. Elena war schon eingeschlafen. Langsam wurde auch ich müde.

Es ist kein schönes Gefühl, wenn man von einem lauten Schreien geweckt wird. Unser persönlicher Wecker an diesem Samstagmorgen war jedoch gröhrendes Männergeschrei: „Aufstehen!“ Die Stimme hatte nicht im geringsten etwas mit der Engelsstimme meiner Mutter zu tun, sie hatte auch nichts von deren Wärme. Fast schon brutal laut wiederholte der Unbekannte diese Aufforderung, bis wir uns in der Ecke zusammenkauerten und eine Person die Tür auftrat.

Der muskulöse Mann trug etwas, das wie eine Brosche mit Totenkopf aussah. Ganz in schwarz gekleidet zerrte er uns aus dem kleinen Raum und zwar an den Haaren.

Diese Person hatte es geschafft, ein völlig normales, schönes Landhaus in eine Art Räuberwohnsitz zu verwandeln. Ich konnte meine Augen kaum von der Knarrensammlung an der Wand reißen, doch ich musste ja. Alles war dunkel und schwarz, ich entdeckte keine Farbe.

In einem riesigen Zimmer übernahm ein anderer Kerl meine Haare, ich konnte einen Moment lang aufschauen und entdeckte viele andere schwarz gekleidete Männer. Keiner von ihnen blickte freundlich oder auch nur normal. Alle starrten mit stählerner Miene geradeaus. Ich hatte Angst und fühlte mich wie bei der Mafia. Hier hatte keiner freundliche Absichten.

Elena sah ich nicht, sie schien hinter mir zu sein. Ich wurde auf einem Stuhl fest gebunden und konnte aufsehen. Die Männer bildeten einen großen Kreis um fünf Stühle. Auf einem saß ich. Die anderen waren noch nicht besetzt, aber auf ihnen klebten Schildchen, Opfer 2-5. Daraus schloss ich, dass ich Opfer 1 war. Elena wurde herbeigeführt, sie wurde auf Platz 2 gedrängt. Plötzlich kehrte Ruhe ein. Einer der Männer, der aussah wie alle anderen, trat vor, nahm ein paar Zettel zur Hand und las laut vor: „Ruhe bitte, Ruhe. Opfer 1 und 2 sind nun hier, sie stehen in Verbindung zu Opfer 5. Und sie wissen zu viel.“

Alles ging schnell, der Mann trat wieder zurück und wartete, bis ein weitere Typ kam und eine Person anschleppte. Erst meinte ich, sie nicht zu kennen, doch spätestens als sie auf ihrem Stuhl festgebunden wurde, erkannte ich die Zicke aus der Schule. Ihr schwarzes Haar wirkte nun nicht mehr so glamourös und sie selbst strahlte nicht mehr so einschüchternd. Ihre Klamotten waren zerfetzt und dreckig, als wäre auch sie irgendwo eingesperrt gewesen. Wieder trat der Mann vor und verkündete mit ernster Miene: „Opfer 3. Ihr Vater ist Herr Thal, das erklärt alles. Willkommen, Kleine!“ Unter schallendem Gelächter trat er wieder zurück.

Opfer 4, ein schwächlicher, glatzköpfiger Mann wurde reingeführt. Langsam fragte ich mich, wer Opfer 5 war. Nach der erfolgreichen Fesselung trat wieder das Mitglied vor und sagte nun: „Opfer 4, absolutes Superhirn und als Anwalt bekannt. In seiner Schulzeit oft und ironischer Weise King genannt.“

Ich fragte mich wirklich, was all das sollte. Nun kam Opfer 5 herein und natürlich erkannte ich sie sofort: Mam! Ich freute mich furchtbar, weil ihr nichts geschehen war. Ich lächelte sie trotz ernster Situation an. Auch sie konnte kurz hochschauen und sah mich verzweifelt an, ihr Blick wurde jedoch sofort wieder auf den Boden gelenkt. Auch sie wurde stramm gefesselt und ich war auf die Rede gespannt: „Opfer 5. Ich glaube, jeder hier kennt sie. Anwältin und Mutter von Opfer 1. Nun, drei von euch werden sich sicher fragen, was denn los ist.“ Er schaute, Elena, die Schwarzhaarige und mich an. „Die Antwort ist, dass wir es satt haben, zu wenig Geld zu bekommen. Wir arbeiten hart und das soll endlich jemand würdigen! Aber wie oft hieß es „Sie machen zwar viele Überstunden, aber Herr Thal schafft einfach mehr als sie. Er wird befördert, sein Gehalt wird erhöht“? Dasselbe gilt für Frau Koch. Wisst ihr, eigentlich sind wir alle Arbeitskollegen. Doch über die Zeit hat sich unsere Wut auf diese beiden „Genies“ angestaut. Wie oft mussten wir uns anhören, dass diese Personen Gehaltserhöhungen bekommen, während wir zehn mal mehr arbeiten?“ Das stimmte, oft erzählte Mama von der Großzügigkeit ihrer Chefs. „Vielleicht fragt ihr euch, warum wir nur Männer sind. Die Antwort? Frauen sind zu feige, um sich

zu beklagen! Zu feige für das, was wir mit euch vorhaben.“ Diese Unverfrorenheit in seiner Stimme machte einem schon Angst, doch nicht so viel wie seine Worte. Was hatte diese durchgeknallte Gruppe von sauren Mitarbeitern eines Anwalts denn vor? Wollten sie uns mit Druckern bewerfen? Das war absurd, und der vorgestellte Plan machte es nicht besser:

„Ihr werdet alle umkommen. Nicht alle auf einmal, aber nach und nach. Herr Thal, sie kommen morgen bei einem Verkehrsunfall um. Und sie, Frau Koch, sterben am Mittwoch an einer Grippe. Ihr, Kinder, ihr sterbt übrigens vor Kummer, dass eure Eltern tot sind.“ Ich sah zu Elena hinüber. Wäre die Stimmung nicht so eingefroren, hätte sie es sicherlich als Einwand gehabt, dass sie ja mit keinem der Anwesenden verwandt war. Gerade allerdings kauerte sie mit schreckgeweiteten Augen auf ihrem Platz und wagte nicht zu atmen.

„Und vielleicht fragt ihr neugierigen Gören euch auch, warum ihr denn auch sterben müsst. Es ist eure eigene Schuld! Nummer 1 und 2 sind freiwillig hierher gekommen, und Nummer 3 hatte das Pech, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein.“ Es wurde immer skurriler. Wir konnten doch nicht alle sterben, nur weil eine Horde von Männern, die keine Freizeit hatten, es so wollten!

In diesem Moment geschah etwas, von dem ich nie geglaubt hätte, dass es jemals passieren würde: Ich war so glücklich. Zwischen zwei Männern konnte ich eine kleine, schemenhafte Gestalt ausmachen. Es dauerte eine Weile, bis ich sie erkannte. Es war mein Bruder! Ich dachte nicht, dass ich mich jemals so freuen würde, dass er da war. Er schien jedoch einfach nur verwirrt und in Gedanken betete ich, dass er jetzt keine Dummheit begehen würde. Da die Männer ganz in die Rede ihres Häuptlings vertieft waren, hatten sie nichts gesehen. Durch Zappelbewegungen versuchte ich, ihn auf mich aufmerksam zu machen. Nach längerer Zeit, in der er wie angewurzelt gestanden hatte, fiel sein Blick auf mich und er wollte zu mir laufen. Durch heftiges Kopfschütteln vermittelte ich, er solle bleiben. Zum Glück verstand er es und blieb lieb stehen. Mit all meiner Pantominenbegabung (und die war nicht gerade groß) symbolisierte ich ihm, dass er etwas unternehmen sollte. Und plötzlich lief er weg. Ich dachte, wir seien am Ende und Max gleich mit. Ich schenkte den unsinnigen Plänen der Männer Vertrauen und bereitete mich innerlich darauf vor.

„...und am Ende werden wir alle frei von Jobverpestern wie euch sein!“, endete die tiefsinnige Rede des Häuptlings und seine Anhänger klatschten wie kleine Kinder im Zirkus.

Ich warf einen Blick auf meine Mitgefangenen und gab auf.

Gerade da war Lärm aus dem Flur zu hören und die Anwaltsgehilfen fluchten. Der Kreis löste sich auf, weil alle etwas sehen wollten. Das Rudel stürmte in den Flur und ich hoffte, sie würden Max nicht finden.

Minuten lang wurden wir auf die Folter gespannt. Kein Mucks drang von draußen zu uns. Keiner wusste, was los war.

Nach einer geraumen Zeit kam ein Mann. Er war nicht schwarz gekleidet, er trug eine Uniform. Eine Polizeiuniform. Ich atmete auf. Die Spannung fiel von mir ab und ich glaubte schon zu wissen, was passiert war. So war es auch: Max hatte sich Sorgen gemacht und ist deswegen in den Keller gegangen. Er fand den Tunnel und da auch er diese angeborene Neugier besaß, kroch natürlich auch er hindurch. Bei ihm wartete kein böser Mensch am Ende, er hörte nur Stimmen aus einem der Zimmer. Er spazierte hinein und fand einen Kreis aus Männern, eine langweilige Rede und fünf Leute auf Stühlen, deren Gesichter er nicht erkennen konnte, vor. Dann sah er mich, seine Schwester, die ihm umständlich mitteilte, dass er Hilfe holen sollte. Max suchte das Haus nach einem Telefon ab, woran er sichtlich Spaß hatte. Kaum hatte er eines gefunden, rief er die Polizei. Er hatte zwar keinen Schimmer, wo er war, doch es gab in der Gegend bekanntlich nicht viele Häuser und die Polizei meinte den beschriebenen Ort zu kennen. Der Junge schlich vor die Haustür, wartete brav ab und leitete die ankommende Horde von Polizisten in den richtigen Raum. Übrigens war der Waffenschrank im Flur hilfreich, da die Männer im Raum selbst unbewaffnet waren und sich so anstandslos stellten. Sie alle kamen hinter Gitter und der Anwalt war ca. 30 Mitarbeiter los.

Auf dem Heimweg war ich einfach nur froh. Elena war umgehend von ihren Eltern abgeholt worden, die sich doch mehr Sorgen machten als angenommen.

Max redete von seiner Heldentat: „Wenn ich nicht gewesen wäre, wärt ihr jetzt alle tot!“ Damit,

dass wir fast gestorben wären, ging er locker um.

„Mein kleiner Superman“, lobte Mama, der es auch schon viel besser ging, „wie konntest du dir bloß die Nummer der Polizei merken?“

„Da gibt’s doch dieses Lied“, warf ich ein.

„Stimmt, das Kinderlied!“, bemerkte Mama und fing an, es zu summen.

„Das ist ein Erwachsenenlied!“, stellte Max beleidigt klar.

„Sicher! Mama, wie genau bist du eigentlich verschwunden?“, fragte ich.

„Also, ich habe neulich meine Schlüssel in der Schublade meines Schreibtisches im Büro vergessen. Anscheinend haben sie mein Büro durchwühlt und ihn gefunden. Erst haben sie versucht, mich zu erpressen. Sie riefen an und sagten, sie würden mein Haus zerstören, wenn ich nicht kündigte.“

„Das war also der Anruf! Und, was sagtest du?“

„Naja, in gewisser Weise habe ich sie zu so einem Verhalten provoziert. Ich sagte: „Lieber sterbe ich!“ Ich sehe ja ein, das war ein Fehler, aber damit wollten sie sich auch nicht zufrieden geben. Wir diskutierten ewig, bis sie sich mit den Worten „das wird ihnen Leid tun“ verabschiedeten. Und nachts kamen sie dann, zu viert. Sie haben mich K.O geschlagen und mitgenommen.“

„Dann ist ja alles klar! Lass uns das bitte schnell vergessen!“, bat ich.

„Keine Sorge, jetzt wird alles wieder gut!“

Sina Maciejewski, 6b